

(Nachdruck verboten.)

15]

Das Geld.

Roman von **Emile Zola.**

„Kurz, bei diesem Caracas-Geschäft,“ schloß Mazaud, der ungeachtet seines so korrekten Wesens jetzt dem Grolle nachgab, „ist es unzweifelhaft, daß Daigremont gemogelt und die Gewinne für sich eingestrichen hat. . . Das ist ein ganz gefährlicher Mensch!“ Dann fügte er nach einer Pause hinzu: „Warum wenden Sie sich denn nicht an Gundermann?“

„Nimmermehr!“ rief Saccard, von der Erregtheit fortgerissen.

In diesem Augenblick trat der Prokurist Berthier ein und flüsterte dem Makler einige Worte ins Ohr. Es war wegen der Baronin von Sandorff, welche Differenzen zu entrichten kam und die allerlei Chikanen aufbrachte, um ihre Rechnung zu verringern. Sonst war Mazaud dienstfertig und empfing die Baronin selbst; wenn sie aber verloren hatte, mied er sie wie die Pest, eines allzu harten Angriffs auf seine Galanterie gewärtig. Es giebt keine schlimmeren Kunden als die Frauen, keine durch und durch unehrlicheren, sobald es sich ums Bezahlen handelt.

„Nein, nein! sagen Sie, ich sei nicht zu Hause!“ antwortete er unmutig, „und lassen Sie keinen Pfennig nach, verstehen Sie wohl!“

Als Berthier fort war, merkte er an Saccards Lächeln, daß dieser alles gehört hatte.

„Das ist auch wahr, mein Lieber, sie ist sehr nett, die Baronin, aber Sie haben keine Ahnung von ihrer Geldgier. O, die Kunden, wie lieb wären wir ihnen, wenn sie immer gewannen! Und je reicher sie sind, je mehr sie zur feinen Welt gehören, desto mißtrauischer werde ich, weiß Gott! desto mehr fürchte ich, daß sie nicht zahlen. . . Ja, an manchen Tagen möchte ich außer den großen Häusern am liebsten nur eine Provinzkundschaft haben.“

Im selben Augenblick trat ein Buchhalter ein, übergab ihm ein Aktenheft, welches er am Vormittag verlangt hatte, und ging wieder hinaus.

„Sehen Sie! Das kommt gerade recht, da ist ein Renteneinnehmer in Vendôme, ein gewisser Fabeur. Nun, Sie machen sich keinen Begriff von der Menge Orders, die ich von diesem Kunden empfangen. Allerdings sind diese Orders von geringem Belang; sie kommen von kleinen Bürgern, von kleinen Handels- und Gewerbetreibenden, von Landwirten. Aber die Zahl macht alles aus! . . . Fürwahr das Beste in meinem Geschäft, der Grundstock, setzt sich aus den bescheidenen Spielern zusammen, aus der unbefannten großen Menge, welche spielt.“

Durch eine rasche Gedankenverbindung kam Saccard auf Sabatani, den er am Schalter der Kasse gesehen hatte.

„Sabatani ist also jetzt ihr Kunde?“ fragte er.

„Seit einem Jahre, glaube ich,“ antwortete Mazaud mit liebenswürdiger Gleichgültigkeit. „Das ist ein netter Mensch, nicht wahr? Er hat klein angefangen, er ist sehr vorsichtig und wird es zu etwas bringen.“

Was aber Mazaud nicht sagte, was er nicht mehr wußte, war der Umstand, daß Sabatani nur eine Deckung von zweitausend Franken niedergelegt hatte. Daher dieses so bescheidene Spiel im Anfang. Ohne Zweifel wartete der schlaue Lebantiner, wie so viele andre, bis der geringe Betrag dieser Deckung vergessen war. Er bewies Vorsicht, steigerte seine Orders nur stufenweise, in Erwartung des Tages, an dem er bei einer großen Liquidation unversehrt und verschwinden würde. Wie könnte man auch gegen einen reizenden Menschen, mit dem man sich befreundet hat, Mißtrauen äußern? Wie soll man an seiner Zahlungsfähigkeit zweifeln, wenn man ihn fröhlich und anscheinend reich sieht, mit jener eleganten Kleidung, die an der Börse unerläßlich ist, wie eine Uniform des Diebstahls?

„Sehr nett, sehr verständig!“ wiederholte Saccard, der sich plötzlich entschloß, gelegentlich an Sabatani zu denken, wenn er einmal einen verschwiegenen und gewissenlosen Menschen brauchen würde.

Dann stand er auf und verabschiedete sich:

„Nun, auf Wiedersehen! . . . Wenn unsre Papiere fertig sind, werde ich Sie wieder auffuchen, ehe ich sie auf den Sturzettel bringen zu lassen versuche.“

Unter der Thür des Privatbureaus sagte ihm Mazaud noch mit einem Händedruck:

„Sie haben Unrecht, sprechen Sie doch mit Gundermann wegen Ihres Konjunktiums.“

„Nimmermehr!“ rief Saccard, abermals wütend.

Als er endlich hinausging, erkannte er am Schalter Moser und Pillerault. Der erstere streckte mit tiefbetrübtter Miene seinen Gewinn der letzten vierzehn Tage ein, sieben oder acht Tausendfrankennoten; der andre dagegen, der verloren hatte, zahlte etwa zehntausend Franken mit lauten Ausrufen, mit der stolzen Miene eines Angreifers, der gesiegt hat.

Die Stunde des Frühstücks und der Börse kam heran, die Geschäftsräume leerten sich schon zum Teil. Als die Thüre zur Abrechnungsstelle sich halb aufthat, erscholl lautes Lachen daraus. Gustave erzählte Florin von einer Rachenpartie, bei welcher das am Steuer sitzende Mädchen in die Seine gefallen war und sogar die Strümpfe verloren hatte.

Auf der Straße schaute Saccard nach der Uhr. Elf Uhr; wie viel verlorene Zeit! Nein, zu Daigremont wollte er nicht gehen. Obwohl er beim bloßen Namen Gundermanns sich empört hatte, entschloß er sich mit einem Male, zu ihm hinauf zu gehn. Hatte er ihn übrigens nicht auf seinen Besuch vorbereitet, als er bei Champeaur ihm sein großes Geschäft angekindet hatte, um ihm sein böshafes Lächeln auf den Lippen festzunageln? Als Entschuldigung sagte er sich, er wolle ja nichts aus ihm zu ziehen suchen und wünsche nur, ihm Trost zu bieten, über diesen Menschen zu triumphieren, der ihn geflüchtig wie einen kleinen Jungen behandelt.

Da ein neuer Platzregen auf das Pflaster hernieder zu prasseln begann, wie ein rauschender Strom, sprang er in eine Droschke und rief dem Kutscher zu: „Rue de Provence.“

Dort bewohnte Gundermann ein ungeheures Haus, gerade groß genug für seine unzählige Familie. Er hatte nämlich fünf Töchter und vier Söhne, von denen drei Töchter und drei Söhne verheiratet waren und ihm bereits vierzehn Enkel beschert hatten. Bei der Abendmahlzeit, wenn diese Nachkommenschaft beisammen war, saßen einunddreißig Personen bei Tisch, Gundermann und Frau selbst mitgezählt. Mit Ausnahme von zwei Schwieger söhnen, welche nicht im Hause wohnten, hatten alle andren Familienangehörigen ihre Wohnung hier in den Flügeln rechts und links, die auf den Garten hinausgingen. Der ganze Mittelbau dagegen war durch die großartigen Geschäftsräume des Bankhauses besetzt. In weniger als einem Jahrhundert war in dieser Familie das riesengroße Vermögen von einer Milliarde entstanden und angewachsen, durch Sparsamkeit vermehrt und auch durch die glückliche Mitwirkung der Ereignisse. Es war ein vorzeichnendes Schicksal gewesen, aber unterstützt durch lebhaften Verstand, durch hartnäckige Arbeitskraft, kluge und unüberwindliche, immerdar nach demselben Ziel gerichtete Anstrengung. Jetzt flossen alle Goldströme diesem Meere zu; die Millionen verloren sich in diesen Millionen; der öffentliche Reichtum wurde von diesem stetig wachsenden Vermögen eines einzelnen verschlungen, und Gundermann war der thatächliche Herr, der allmächtige König, dem Paris und die Welt Gehorsam und Furcht erwiesen.

Während Saccard die breite Steintreppe hinaufstieg, deren Stufen durch das beständige Hinundhergehen der Menge schon mehr abgenützt waren als die Schwellen alter Kirchen, empfand er, wie sich ein unauslöschlicher Haß gegen diesen Mann in ihm erhob.

O die Juden! Gegen die Juden hegte er den uralten Rassenhaß, der sich namentlich in Südfrankreich findet. Es war gleichsam eine Empörung seines Fleisches, ein Zurückgeben seiner Haut, so daß der bloße Gedanke an die geringste Verührung ihn mit unüberwindlichem Ekel erfüllte und ihn jeder Besinnung und Selbstbeherrschung beraubte. Das Wertwürdige war, daß er, Saccard, dieser gewaltige Geschäftsmacher, dieser Jobber mit den verdächtigen Händen, jedes Bewußtsein seines eignen Jchs verlor, sobald es sich um einen Juden handelte, daß er von einem solchen mit der Erbitterung und der rachedurstigen Entrüstung eines ehrlichen Mannes sprach, der von seiner Hände Arbeit lebt und von jedem wucherischen Handel rein ist.

Saccard schien von um so größerer Wut erfaßt zu sein, da er die Juden bewunderte und um ihre großartigen Finanz-

fähigkeiten beneidete, um jene angeborene Wissenschaft der Zahlen, um jene natürliche Fündigkeit in den verwickeltesten Operationen, um jenen Spürsinn und jenes Glück, welche allen ihren Unternehmungen den Sieg zusichern. „Bei diesem Spitzbubenspiel,“ sagte er, „sind die Christen ihnen nicht gewachsen und gehen schließlich immer unter; nimmt man dagegen einen Juden, der nicht einmal Buchführung versteht, wirft ihn ins trübe Wasser irgend eines anrüchigen Geschäfts, er wird sich retten und den ganzen Gewinn auf seinem Rücken forttragen. Das eben ist die Gabe dieser Rasse, das ist ihre Daseinsberechtigung mitten unter den werdenden und schwindenden Völkerschaften.“ Zornerröte weisagte er die schließliche Eroberung aller Völker durch die Juden, wenn sie einmal das gesamte Vermögen des Erdkreises zusammengeharrt hätten. Das würde aber nicht mehr lange auf sich warten lassen, da man schon in Paris mit ansehen könne, wie ein Gundermann auf einem festeren und geachteteren Throne sitze als der Kaiser selbst.

Doben, beim Eintritt ins große Wartezimmer, wich Saccard unwillkürlich zurück, als er dasselbe mit Kommissionären und Bittstellern, mit Männern und Frauen, mit dem ganzen Gewimmel einer geräuschvollen Menge angefüllt sah. Unter den Kommissionären namentlich war es ein heißer Wettstreit, wer zuerst ankommen würde, wegen der unwahrscheinlichen Hoffnung, eine Order von dannen zu fragen; denn der große Bankier hatte seine eignen Vertreter. Aber es war schon eine Ehre, wenn man empfangen wurde, und jeder wollte sich dessen rühmen können. Deshalb brauchte man auch nie lange zu warten; die zwei anwesenden Bureaudiener waren fast nur dazu da, den Vorbeimarsch zu ordnen, einen unaufhörlichen Vorbeimarsch, einen förmlichen Galopp durch die auf- und zugeklappten Thüren. Trotz der Menge wurde auch Saccard fast sofort mit der Flut der andren hereingeführt.

Das Arbeitszimmer war ein gewaltig großer Raum, von dem Gundermann nur einen kleinen Winkel im Hintergrunde nahe beim letzten Fenster besetzt hielt. Er saß vor einem schlichten Schreibtisch aus Mahagoni und zwar so, daß er dem Lichte den Rücken zuwandte und sein Gesicht gänzlich im Schatten war. Schon um fünf Uhr war er auf und bei der Arbeit, wenn Paris noch schlief; wenn dann gegen neun Uhr die einander stoßenden und drängenden Geldgierigen an ihm vorbeirasteten, war sein Tagewerk bereits vollbracht. Mitten im Arbeitszimmer waren an größeren Pulken zwei seiner Söhne und einer seiner Schwiegeröhne beschäftigt, die selten saßen und inmitten des Hin- und Herbogens einer ganzen Welt von Angestellten fortwährend ab und zu gingen. Hier liefen die Fäden der ganzen Verwaltung des Hauses zusammen. Die ganze Straße ging durch dieses Zimmer und schritt nur auf ihn zu, den in seiner bescheidenen Größe stehenden Gebieter; stundenlang fertigte er bis zum Frühstück mit unbeweglichem und düsterem Antlitze die Leute ab, oft mit einem Wink, manchmal mit einem Wort, wenn er sich besonders liebenswürdig zeigen wollte.

Sobald Gundermann Saccard erblickte, wurde sein Gesicht von einem höhnischen Lächeln erhellt:

„So, Sie sind's, liebster Freund! Sehen Sie sich doch einen Augenblick, wenn Sie mir etwas zu sagen haben, ich stehe sofort zu ihrer Verfügung.“

Dann stellte er sich, als habe er ihn vergessen. Saccard wurde übrigens nicht ungeduldig; ihn interessierte der lange Zug der Kommissionäre, die einander dicht auf den Fersen mit dem gleichen demütigen Gruß eintraten, den gleichen Bettel aus ihrem tadellosen Ueberroch herauszogen, ihren Notierungszettel, den sie mit der gleichen bittenden und ehrerbietigen Geberde dem Bankier überreichten. So zogen zehn, zogen zwanzig vorüber; jedesmal nahm der Bankier den ihm gereichten Bettel, warf einen Blick darauf und gab ihn zurück. Nichts kam dabei seiner Geduld gleich als sein völliger Gleichmut unter diesem Hagel von Angeboten.

Bald zeigte sich Massias mit seiner lustigen und zugleich besorgten Miene eines geprügelten gutmütigen Hundes. Der Empfang war mitunter so schlecht, daß er hätte weinen können. An jenem Tage war wohl seine Demut zu Ende, denn er erlaubte sich eine unerwartete Zudringlichkeit.

„Sehen Sie doch, geehrter Herr, Crédit Mobilier steht sehr niedrig... Wie viel darf ich für Sie kaufen?“

Gundermann richtete, ohne die Notierung entgegen zu nehmen, seine grünlichen Augen auf diesen so zutraulichen jungen Mann.

„Hören Sie 'mal, mein Bester,“ erwiderte er rauh, „glauben Sie denn, daß es mir Spaß macht, Sie zu empfangen?“

„Mein Gott! Geehrter Herr,“ versetzte Massias, der böse geworden war, „das macht mir noch weniger Spaß, seit drei Monaten jeden Morgen umsonst zu kommen.“

„Nun, dann kommen Sie nicht wieder!“

Der Kommissionär grüßte und zog sich zurück, nachdem er mit Saccard einen wütenden und betrübten Blick gewechselt hatte, als sei ihm plötzlich die Erkenntnis gekommen, daß ihm niemals der Erfolg zu teil würde.

Saccard fragte sich in der That, welches Interesse Gundermann daran haben könnte, alle diese Leute zu empfangen. Augenscheinlich besaß er eine ganz besondere Fähigkeit, seine Gedanken zu isolieren: er vertiefte sich und überlegte ruhig weiter. Aber abgesehen davon, war wohl eine Berechnung dabei im Spiel, die Absicht, jeden Morgen einen Ueberblick über den Markt zu gewinnen, bei welchem er immerhin einen, wenn auch noch so geringfügigen Gewinn herausfand. Sehr knauserig handelte er einem Coullissenmakler, der ihn übrigens bestahl, an einer Order vom gestrigen Tage achtzig Franken herunter. Dann kam ein Karitätenhändler mit einer goldenen Emailbüchse, die angeblich aus dem vorigen Jahrhundert stammte und deren teilweise Unechtheit der Bankier sofort herauswitterte. Hierauf traten zwei Damen ein, eine alte mit einer Naschleulennase, und eine junge, sehr schöne Brünnette, die ihn zur Besichtigung einer Kommode im Stile Ludwigs XV. einluden; er schlug die Besichtigung im Hause der Damen rundweg ab.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gips.

Gips, der heute in umfangreicher Weise zu Zwecken mannigfacher Art Verwendung, aber dennoch nur bedingte Wertschätzung findet, kann auf eine bis ins Altertum zurückreichende Benutzung seitens der Menschen blicken; die Pyramide des Cheops ist mit Gipsmörtel erbaut worden.

Das Rohmaterial des für viele technische Zwecke benutzten Gipses ist der in der Natur vorkommende Gipsstein, welcher ein durchschnittliches spezifisches Gewicht von 2,3 hat. Der Gipsstein besteht aus wasserhaltigem, schwefelsaurem Kalk und weist in seiner reinsten Beschaffenheit etwa folgende Zusammensetzung auf: 33 Prozent Kalkerde, 46 Prozent Schwefelsäure und 21 Prozent Wasser. Dieses Material, das sich in 360 bis 480 Teile Wasser löst, ist so weich, daß man es mit dem Fingernagel zu rufen vermag.

Wenngleich der reinste Gipsstein hin und wieder in farbloser, wohl auch wasserheller Beschaffenheit angetroffen wird, so findet sich dieses Material doch meist mit Fremdstoffen verunreinigt; je nach den Beimischungen (Thon, Eisenoxyd usw.) weist es dann rötliche, graue, gelbe oder braune Färbungen auf.

Der Gipsstein findet sich in der Natur als: dichter oder gemeiner Gips, als körniger oder Alabastergips, als porphyrtartiger Gips, als Gipskristalle, als Isargips und als Gipserde oder Schaumgips. Von diesen Arten des Rohmaterials verdienen hier nur die Gipskristalle besondere Erwähnung, da sie oft in bedeutenden Größen vorkommen und durch Spaltung in perlmutterglänzende Tafeln zerfallen, die wir als Marienglas, Jungfernglas, Fraueneis usw. bezeichnen.

Bei uns in Deutschland findet sich der Gips als Gestein hauptsächlich als Begleiter des Steinsalzes in der Buntsandstein-, Zechstein-, Muschelkalk- usw. Formation.

Seine Hauptverwendung findet der Gips im gebrannten Zustande. Das Brennen des Gipssteins ist notwendig, damit das chemisch gebundene Wasser ausgetrieben wird. Je nach der Art des Brennens erhält man, was vielfach ganz unbelastet ist, zwei total verschiedene Produkte. Wenn man nämlich das Wasser durch gelinde Erhitzung bis wenig über 130 Grad Celsius austreibt, so erhält man den Gips, der später mit Wasser sehr schnell erhärtet. Diese Gipsart wird dann benutzt zur Herstellung von Abgüssen, Formen und Modellen, für Stuccatur- und Pflasterarbeiten, zur Anfertigung künstlicher Steine, Gipsdielen, für chirurgische Verbände und ähnliche Zwecke.

Wird aber der Gipsstein in Rotglut gebrannt, so erhält man ein von dem vorher erwähnten durchaus verschiedenes Material, das später hydraulische Eigenschaften entwickelt, also nach dem Erhärten in Wasser widerstandsfähig gegen Feuchtigkeit und gegen Witterungseinflüsse ist. Die Zeit, welche diese Gipsart zum Abbinden erfordert, ist länger als die, welche der ersterwähnte Gips benötigt; dagegen erreicht der in Rotglut gebrannte Gips auch eine viel größere Härte als der andre. Dieser hydraulische Gips findet hauptsächlich Anwendung bei der Herstellung von Beton, Estrichfußböden und Gipsquadern; endlich dient er auch als Mörtel. Man unterscheidet diese beiden Gipsarten als Stuckgips und Estrichgips.

Außer diesen beiden verwertbaren Gipsmaterialien kann man aber auch einen unbrauchbaren Gips erhalten, wenn man nämlich die Austreibung des Wassers bei den Gipssteinen bei einer Temperatur vornimmt, die zwischen der des Stuckgipses und der Rotglut liegt. Die Erscheinung des „Rotbrennens“ des Gipses ist noch

nicht aufgefärrt. Dieser Gips erhärtet nicht, sondern giebt nur einen weichen Brei und nach dem Verdampfen des Wassers ein loses Pulver, so daß er vollkommen wertlos ist.

Stuckgips wird vor der Wasserentziehung durch Hitze gewöhnlich grob vorgemahlen und nach dem Brennprozeß einer Feinmahlung unterworfen. Der Kofstein des späteren Estrichgipses wird nur in Stücke zerfchlagen und nach dem Brennprozeß zu Pulver vermahlen.

Da Stuckgips ein spezifisches Gewicht von 2,6 und Estrichgips ein solches von 2,8 bis 2,9 hat, so ist schon durch diese Verschiedenheit eine Unterscheidungsmöglichkeit gegeben.

Die häufig vorkommenden Verunreinigungen des Gipses wie: Thon, kohlenfauerer Kalk und Anhydrit schaden in kleinen Mengen nicht; dagegen wirken sie in größeren Mengen ungünstig auf den Abbinde- und Erhärteprozeß ein.

Der Stuckgips findet am besten in der Weise Verwendung, daß man das Gipsmehl langsam und gleichmäßig auf die Wasserfläche eines Gefäßes aufstreut; ist genügend Gips dem Wasser zugeführt, so stellt man durch kräftiges Umrühren einen dicken Brei her. Da Stuckgips das Wasser sehr schnell aufnimmt, so beobachtet man, wenn man das richtige Mischungsverhältnis gewählt hat, eine deutliche Wärmeentwicklung. Da diese Masse nur wenige Minuten dünnflüssig bleibt, dann teigig wird, um nunmehr im Verlauf von 30 bis 60 Minuten abzubinden, so müssen die Arbeiten mit diesem Material schnell ausgeführt werden.

Soll Estrichgips verarbeitet werden, dann muß man ihn mit so wenig Wasser anmachen, daß man eine teigartige Masse erhält, die nur langsam erhärtet. Hat man hierzu den richtigen Gips verwendet, dann tritt beim Anmachen keine Wärmeentwicklung auf. Außer durch das spezifische Gewicht kann man Estrichgips auch durch die Färbung vom Stuckgips unterscheiden, indem ersterer bei richtiger Brenntemperatur eine rötliche oder gelbliche Färbung aufweist; zu schwach gebrannter Estrichgips ist an seiner bläulichen Färbung leicht erkennlich und ist natürlich minderwertig.

Will man möglichst festen Stuckgips erhalten, dann thut man gut, den Wasserzusatz beim Anmachen nicht größer als unbedingt notwendig zu wählen. Stark poröse Gipskörper erhält man durch großen Wasserzusatz beim Anmachen. Das Wasser verdunstet dann nach und nach, und das Produkt weist erklärlicherweise nur verhältnismäßig wenig Festigkeit auf. Immerhin giebt dieses Verhalten des Gipses die Möglichkeit, seine Verwendung den verschiedenen Zwecken anzupassen. Will man z. B. Figuren aus Gips gießen, so pflegt man einen recht wasserhaltigen Brei zu verwenden, da dieser infolge seiner Dünnflüssigkeit auch in die feinsten Teile der Form dringt und diese genau ausfüllt; schließlich ist das verhältnismäßig langsame Abbinden solchen Breies für derartige Zwecke erwünscht. Auch bei der Herstellung von Formen für das keramische Gewerbe hat die Porosität derartigen Gipses für das Abfugen von Wasser aus dem Thonmaterial sein Gutes. Falsch ist es natürlich, dünnflüssigen Gips zur Herstellung von Materialien zu benutzen, deren Festigkeit gewissen Anforderungen genügen soll. Da aber in dieser Hinsicht sehr oft Fehler gemacht werden, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Gips im allgemeinen oft recht ungünstig beurteilt wird, und daß man von seiner Benutzung häufig absteht, während man doch nicht selten die Schuld an der falschen Behandlung oder der nicht richtigen Wahl des Gipses zu suchen hat.

Da der Gips die Eigenschaft hat, die Feuchtigkeit der Luft gierig aufzunehmen, so muß dieses Material in trockenen Räumen aufbewahrt werden, weil es sonst auch an Bindefähigkeit verliert. Die Wahl des Wassers ist gleichfalls von Wichtigkeit, weil thonige und lehmige Wassermengen ihre Verunreinigungen während des Abbindens ablagern und die innige Verbindung der Gipssteilchen hindern. Ist Gipsbrei erst einmal dick geworden, so hat es keinen Zweck, ihn durch Wasserzusatz wieder verwendbar machen zu wollen, da das dann erhaltene Produkt nur wenig Festigkeit aufweisen kann.

Für Stuckzwecke soll man reinen Gips verwenden, da man dann feste und in den Formen scharfe Ornamente usw. erhält. Leider werden dem Gips für diese Zwecke vielfach Sand und Kalk beigemischt; auf keinen Fall darf man aber mit dem Gipsgehalt unter 20 Prozent heruntergehen. Der hierbei zur Verwendung gelangende Kalk muß gut durchlösch sein, weil sonst die nachträglich abfließenden Kalkteilchen Blasen hervorrufen und die Festigkeit beeinflussen.

Aus Gips hergestellte Körper müssen im Freien vor den zerstörenden Einflüssen der Witterung durch Oelfarbenanstrich, der in gewissen Zeiträumen zu erneuern ist, geschützt werden. Die Versuche, Gips durch chemische Zusätze wie: Borax oder Alaun vor einer schnellen Zerstörung zu bewahren, haben nicht zum Ziele geführt. Dagegen läßt sich nachweisen, daß durch Oelfarbe geschützte Ornamente usw., obwohl sie vielfach schon über ein halbes Jahrhundert der Witterung ausgesetzt sind, keinerlei Zerstörungerscheinungen aufweisen.

In ständig zunehmendem Maße findet der Gips in Form von Gipsdielen, von Tafeln, Platten und Steinen im Bauwesen Verwendung. Zu diesem Zweck wird der Gips mit verschiedenen Einlagen und Zusätzen versehen, welche die Festigkeit der Dielen usw. erhöhen. Diese Baumaterialien haben neben dem Vorteil der Billigkeit noch mannigfache Annehmlichkeiten, da sie den Schall schlecht leiten, große Feuerficherheit entwickeln, gut bearbeitbar sind und Schrauben, Haken und Nägeln leichtes Eindringen ermöglichen. Vielfach fertigt man auch Gipsstände und Dedern schnell in der Weise an, daß man verzinkte Drahtgewebe als Gerippe ausspannt und diese mit einem Gemisch von Gips mit verschiedenen Zusätzen von beiden Seiten bedeckt. Um für diese Zwecke einen nicht allzuschnell

abbindenden Gipsmörtel zu haben, benutzt man zum Anmachen Leinwaser.

Der Estrichgips liefert eine feste und schwere Masse von großer Wetterbeständigkeit und bedeutender Druckfestigkeit. Man benutzt ihn daher als Mörtel; dieser haftet sehr fest an den Bausteinen, erhärtet in kurzer Zeit und giebt so den Bauteilen schnell großen Halt; endlich kann man mit ihm auch bei Frostwetter bis etwa 10 Grad Kälte arbeiten, ohne daß seine Festigkeit darunter leiden würde. Bei der Herstellung von Gipsestrichböden muß darauf geachtet werden, daß die Unterlagen dem aufzutragenden Gipsbrei das Wasser nicht entziehen. Ist der aufgetragene Estrich glatt gestrichen und etwas fest geworden, so schlägt man ihn mit Klopffägeln so lange fest, bis er um ungefähr ein Viertel seiner ursprünglichen Dide zusammengedrängt ist. Wird der Estrich dann mit einer Stahllatte glatt gestrichen, so erhält er großen Glanz und ist nach circa 10 Tagen betretbar. Durch Zusatz von Farbstoffen kann man den Gips beliebig färben und durch Behandlung mit heißem Leinöl usw. die Oberfläche gegen Wasserbeeinflussungen schützen.

Daß Gips in der That bei richtiger Verwendung den weitgehendsten Anforderungen genügt, zeigen viele historische Bauwerke. So besitzt die Insel Creta eine vorgefchichtliche Ruine, deren farbige Gipsestriche und durch Gipsmörtel gut zusammengehaltene Mauerteile man noch heute bewundern kann. Auch die Römer haben Gips vielfach verwendet, wie verschiedene Bauwerke beweisen. In Deutschland zeigen die alten Burgen des Harzes ebenfalls, daß Gipsmörtel während vieler Jahrhunderte in ausgezeichnete Weise den zerstörenden Witterungseinflüssen stand zu halten vermag. —

P. R. Grempe.

Kleines feuilleton.

— Jugendliebe Stillbluten. In der Wiener „Zeit“ veröffentlicht der Gymnasiallehrer und Volkschriftsteller Josef Wächner Stillproben aus den schriftlichen Arbeiten seiner Schüler. Wir geben hier einige davon:

Siegfried half dem Gunter die Brünhilde bändigen; unterdes bekam Brünhilde einen Knaben und Ariemhilde auch.

Es ist begreiflich, daß der Jungfrau von Orleans die üppigen Wiesen, die sie selbst bewässerte, ans Herz gewachsen waren.

Abelheit von Walldorf wurde vom heimlichen Gerichte ohne viele Advokaten zum Tode verurteilt.

Bei Elementarereignissen ist das Wasser unumgänglich nötig; so zum Beispiel wäre eine Ueberschwemmung ohne Wasser gar nicht denkbar.

Goethe verliebte sich unsterblich in die Charlotte Buff; damit es aber keine Katastrophe gäbe, verließ er sie plötzlich.

Die Elektrizität erweist uns große Dienste, indem sie zum Beispiel als Motorwagen die Straßen der Großstadt unsicher macht.

Manches ehrbare Mädchen hat sich aus Kränkung über den Verlust ihrer Ehre den Tod in der Schlacht geholt.

Klopstock konnte schon in seiner Jugend seine dichterische Begabung nicht mehr zurückhalten.

Die Insekten, die den Winter tot waren, werden im Frühling wieder lebendig.

Wenn es regnet, suchen die Vögel hinter Blättern und andren Winkeln Schutz.

Wie die kalte Natur im Winterschlaf mit Freuden den Frühling erwartet, so ruht auch der Greis, bedeckt mit Silberhaar, und sehnt sich mit Freuden nach dem Tode.

Der Köhler brannte auf dem Meiler die Kohlen, um sich und seine Familie zu ernähren.

Im Winter sitzen die Marktweiber gern auf glühenden Kohlen. Der kalte Wind rieb ihr bei Nase und Ohren ein Gefühl der Abgeschiedenheit vom übrigen Körper hervor.

Kyrus der Jüngere that sehr viel für die öffentliche Ordnung. Auf belebter Landstraße konnte man Leute ohne Hände, Füße, Ohren oder Nase sehen. Auf diese Weise war es jedem Menschen möglich, in seinem Reiche bequem und sicher zu reisen. —

k. Das Geld des Krösus. Krösus, der König von Lydien, ist nicht nur durch seinen sprichwörtlich gewordenen Reichtum interessant, sondern er ist auch, wie Babelon, der Konservator des Münzkabinetts in der Pariser Nationalbibliothek, in einem kürzlich gehaltenen Vortrage ausführte, der Schöpfer der Münzen. Diese Thatsache ist jetzt nach zahlreichen Kontroversen und Untersuchungen der Numismatiker festgestellt. Schon vor ihm hatten zweifellos einige griechische Städte eine städtische Münze, die ihnen eigentümlich war und die aus Elektum, eine Art Verbindung von Gold und Silber, hergestellt wurde. Aber Krösus ist der erste Herrscher, der eine Volksmünze aus reinem Gold und reinem Silber in Umlauf setzte. Es scheint, daß der Eigennutz den prunkliebenden Fürsten dazu führte, eine königliche Münze zu schaffen. Die griechischen Städte, die ihm Tribut zahlen mußten, brachten Elektumstücke, denen es sehr häufig am Golde fehlte, und Krösus, der sich nicht betrogen lassen wollte, beschloß die Einrichtung eines Münzsystems, das einen solchen Betrug erschwerte. Daher erklärt sich die Einrichtung der Münze von Sardes. Die goldnen und silbernen Krösusmünzen hatten einen eigenartigen Typus und waren sicherlich das Werk griechischer Künstler. Auf dem Avers sieht man einen Löwen und einen Stier, die miteinander kämpfen; was der Revers darstellt, ist schwerer zu sagen. Die Originalität des von Krösus erfundenen Münzsystems

besteht in der Schaffung zweier ganz deutlich unterschiedener Gruppen für das Goldgeld. Die goldnen Krösusmünzen der ersten Gruppe wogen 10,89 Gramm, 5,44 Gramm, 3,63 Gramm, 1,81 Gramm und 0,90 Gramm, während die der zweiten ein Gewicht von 8,17 Gramm, 4,03 Gramm, 2,72 Gramm, 1,36 Gramm und 0,68 Gramm hatten. Krösus hat jedenfalls nicht geahnt, daß er mit diesem doppelten Goldgeld die Numismatiker späterer Zeiten in große Verlegenheit gesetzt hat. A. Lenormant meinte, die erste Gruppe diene zu Geschäften mit den Griechen, die zweite zum Handel mit Kleinasien. Dagegen meint Babelon, daß beide zu Handelsbeziehungen mit den griechischen Städten dienten; diese aber hatten zwei Münzsysteme, und der Lyder kauf daher zwei entsprechende Gruppen, um die Beziehungen zu ihnen zu erleichtern. Das Goldgeld des Krösus ist natürlich sehr selten; von dem reingoldnen Stater befindet sich ein einziges Exemplar im Pariser Münzkabinett und ein zweites in London. Als Krösus von Christus vom Thron gestürzt wurde, wurde die Münze in Sardes geschloffen, und Christus und Kambyses hatten noch zu wenig Beziehungen mit Griechenland, um zu diesem Verkehrsmittel ihre Zuzucht zu nehmen. Das erste königliche persische Geld stammt von Darius, dem Sohn des Hytaspes, und es heißt das darische Geld. Während die Krösusmünze ihr Bild der Tierwelt entnommen hatte, sieht man an der darischen Münze den Einfluß der kriegerischen Eroberungen; denn sie zeigt den König von Persien mit einer Krone, in der Rechten einen Wurfspeer, in der Linken einen Bogen haltend. —

— **Alle Vögel sind schon da!** Das Volkslied stimmt zwar noch nicht ganz, so schreibt die Frankfurter „Kleine Presse“, aber es beginnt sich zu bewahrheiten. Die Rückkehr der Zugvögel begann bereits im Februar. Den Reigen eröffnete der Bussard, der aus dem europäischen Süden seiner deutschen Heimat zueilt. Ihm folgten heuer sehr frühzeitig und in großen Scharen die Staare und dann der Klapperstorch. Auch die Feldlerche, diese tadellose Sängerin, und die Gabelweihhe stellten sich im Februar ein. Die Ringeltaube und der Stibitz ließen, nebst der Bachstelze, gleichfalls nicht lange auf sich warten. Die kleine Bekassine, die Waldschneepfe, das Hausrotschwänzchen, der Turmfalke, der graue Steinschmäger und die Singdrossel gehören zu den Ankömmlingen des März. Ende März und Anfang April hält der Wiedehopf neben der Rauchschwalbe und der großen Rohrdommel seinen Einzug. Unmittelbar darauf folgen Grasmüde, Dornengrasmüde, Gartenrotschwanz, Bachstelzönig, Nachtigall, Goldammer und Wendehals. Im April können wir ferner den Plattmönch, den Sprosser, den Mucud, die Hauschwalbe, die Kleine Rohrdommel, den Schilfrohsfänger und den Reichrohsfänger begrüßen. Die letzten bei uns nistenden Zugvögel treffen Ende April und Anfang des Wonnemonats ein. Zuerst erscheint der Drosselrohsfänger, dann die Nachtschwalbe, die Mandelträbe, die Turmschwalbe, der Neuntöter, die Gartengrasmüde, der Picol, der graue Fliegenfänger und zuletzt die Bachstel.

Theater.

Schiller-Theater. „Don Gil.“ Komödie nach den Motiven des Tirso de Molina, von Friedrich Adler. — Tirso de Molina, ein jüngerer Zeitgenosse des Lope de Vega, drei Jahrzehnte älter als Calderon, wird von manchen den großen Klassikern des Spanischen Theaters beigezählt. Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, Vielseitigkeit des Geistes, eine Fülle von Wit, Frische und Keckheit in der Charakteristik, Erfindsamkeit in der Verwicklung der Intriguen rühmt man ihm nach. Hierin habe er, meint Wölff, „zuweilen auch den Lope de Vega übertroffen“. Erstauflüch wie Lopes und Calderons ist auch Molinas Fruchtbarkeit. Im Vorwort einer Novellenammlung, die er als Fünfundzwanzigjähriger herausgab, erzählt er, daß er damals bereits dreihundert Dramen geschrieben. Ein weiteres Hundert mag bis zu seinem Tode — er starb im 1650 im Alter von 78 Jahren gleich Lope und Calderon im geistlichen Stande — denn noch hinzugekommen sein. Die Komödie war sein eigentliches Feld, und unbeschadet seines Hochwürdenberufs soll er sich da, wie es in der Literaturgeschichte heißt, eines „teilweise recht leichtfertigen Inhalts und einer zum Frivolon neigenden Behandlung“ befleißigt haben. Friedrich Adler hat in der Bearbeitung des „Don Gil mit den grünen Hosen“, die „allzu großen Verdrehen des Dialogs“ entfernt und das verwirrende Uebermaß der Verwicklungen und Mißverständnissen zu vereinfachen gesucht. Immerhin erreicht der Wirtware — am Schluß sind er vier verkleidete Don Gils, die sich zum Ständchen vor dem Fenster einer Schönen zusammenfinden — einen Grad, der die Grenzen des normalen Orientierungsvermögens auch so noch ganz beträchtlich übersteigt. Ueberhaupt die Technik dieser alten spanischen Komödien, die Behendigkeit in der Kombination, das Arbeiten mit wenigen, stehenden Charaktertypen, die wie Schachfiguren auf engem Brett nach einem listigen Feldzugsplan skrupellos und überraschend hin- und hergeschoben werden, hat viel Verwandtes mit der Methode des modernen französischen Schwanks. Nur daß die Typen einer andern Welt entnommen sind und daß die zierlich munteren Verse einen Schimmer der Poesie darüber breiten. Adler hat diesen Reiz des spielenden Wortgedächts hier ebenso wie in seiner Bearbeitung des Calderonschen Lustspiels „Zwischen zwei Feuern“, die vor einigen Monaten im Schiller-Theater gespielt wurde, höchst glücklich nachgebildet. Es ist bei ihm ein leichtes, unterhaltendes sich Greifen und Haschen der Reime, das manche sonst recht üble Beglängen verkürzen hilft.

Sehr lustig setzt der erste Akt ein. Ein schönes Fräulein ist Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

ihrem treulosen Verehrer, der eine reiche und übrigens nicht weniger schöne Erbin freien soll, nach Madrid nachgereist. In Jünglingsstracht gekleidet, will sie ihn bei der fremden Dame aus dem Felde schlagen. Ehe er, der richtige Don Gil, sich vorstellt, hat sie sich als Don Gil schon bei der Dame Inez eingeführt und im Sturm ihr Herz wie das der Vase erobert. Die spottende Komik dieser galanten Verhescene wirkt dadurch um so feiner, daß man Donna Inez eben erst vor ihrem Vater schwören hörte, ihr Herz gehöre einem andren edlen Don und niemals würde sie dem Fremden die Hand zum Bunde reichen. Lustig ist es auch, daß der weibliche Don Gil zwischendurch dann wieder in Frauenkleidung als Donna Elvira erscheint, daß die verliebte Inez ob ihrer wunderbaren Ähnlichkeit mit dem Don Gil zur Busenfreundin sich erklärt und obendrein dann auf sie eifersüchtig wird; lustig, daß Donna Inez und ihr Vater den wirklichen Don Gil, als der schwächern, in grüner Kleidung wie der bevorzugte Rivale naht, als Charlatan empörten Sinnes abtrumpfen. Aber damit sind die wirksamen Situationen auch im wesentlichen erschöpft. Die weiteren Maskeraden, deren Scheingrund nicht einmal abzusehen, die ausgeklügelte Spitzgeschichte, durch die die Seelenwanderung des Ungetreuen eingeleitet werden soll, fallen ab und ermüden. Ganz fremdartig berühren die traditionellen Dienerspäße jener Zeit.

Die Aufführung verdiente als Ganzes vollauf den warmen Beifall, der ihr wurde. Elise Wasa, die als Don Gil an Farbe hier und dort zu wünschen ließ, gelang die Elvira um so besser. Vorzüglich traf Frieda Brod den Ton schnippischer Schelmerei in der Figur der Inez. Schamasow gewann mit seiner drohigen Darsitil dem Diener Pablo ab, was man ihm irgend abgewinnen konnte. In kleinen Rollen wirkten Karl Hammer, Fräulein Becker, Gustav Ridel und Reinhold Köstlin zum Ersolge mit. —

Humoristisches.

— **Kaubritter.** „Wenn unsre Ahnen Geld brauchten, schlugen sie ein paar Kaufleute tot — wir müssen ihre Töchter heiraten.“ —

— **Der Kandidat** (zu seiner Braut): „Bevor ich um Ihre Hand werbe, muß ich Ihnen das Geständnis ablegen, daß mich die Mutter meines Bögling einmal in die Wange kniff. Sonst habe ich das Gebot der Keuschheit niemals übertreten.“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— **Bernhard Shaw's** Komödie „Helden“ fand bei der Erstaufführung in der „Freien Volksbühne“ stürmischen Beifall. Inszenierung und Spiel waren ausgezeichnet. Auf Wunsch der Freien Volksbühne bringen wir eine Besprechung des Stückes erst nach der öffentlichen Aufführung. —

— Die **Hebbel-Feier** der Neuen Freien Volksbühne findet am 18. März (abends 8 Uhr) im Gewerkschaftshaus statt. —

— **Rosegg's 60. Geburtstag** (31. Juli 1903) wird von der Waldheimat-Gesellschaft (früher Roseggergesellschaft) durch Aufführung des Roseggerischen Volksschauspiels „Am Tage des Gerichts“ gefeiert werden. Die Vorstellung wird im März-zuschlager Naturpark in der Au stattfinden; die Rollen werden von Rosegg's Landkenten gespielt werden. —

— **Anzengrübbers „Kreuzelschreiber“** gehen erst am Donnerstag im Neuen Theater im Scene. Ludwig Martinelli vom Deutschen Volks-Theater in Wien wird den Steinloppferhannes geben. —

— **„Wenn ich König wäre“,** ein Schauspiel von Mc. Carthy, ist vom Lessing-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— **Ludwig Ganghofers** Komödie „Der heilige Rat“ hatte im Münchener Schauspielhaus Erfolg. —

— Das **Hamburger Stadttheater** veranstaltet einen **Hebbel-Chyklus**. An acht Abenden sollen in hervorragender Besetzung und Inszenierung folgende Werke gebracht werden: „Judith“, „Gyges und sein Ring“, „Genoveva“, „Maria Magdalena“, „Der Diamant“, „Agnes Bernauer“ und die **Nibelungen-Trilogie** („Der gehörnte Siegfried“, „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhilds Rache“). —

— Das **Stuttgarter Hof-Theater** bringt am 27. März ein lyrisches Drama „Consuelo“ von Francesco Ciminno, deutsch von A. Harlacher, Musik von Alfonso Mendano, heraus. —

— Das **6. Moderne Konzert** des Berliner Tonkünstler-Orchesters (Dirigent Richard Strauß) findet am 7. April in der Singakademie statt. —

— Ein **neues, artistisch-litterarisches-musikalisches Cabaret** soll von einer dem Verein zur Förderung der Kunst nahestehenden Künstlergemeinschaft demnächst ins Leben gerufen werden. Als Beteiligte werden genannt: James Rothstein, Arthur Pserhofer, Robert Koppel u. a. —

— In **Uluwajo** (Rhodesia) wird von den Jesuiten eine **Sternwarte**, verbunden mit einer meteorologischen und magnetischen Station, errichtet. Die Warte wird mit einem zwölfzölligen Refraktor ausgerüstet sein. —